

Ich bin sicher, sie kennen mich. Mehr oder weniger. Ihr Verhältnis zu mir ist unterschiedlich, wahrscheinlich völlig unterschiedlich, obwohl ich immer gleich bin. Aber nicht immer gleich viel wert. Aber das, so nehme ich an, spielt bei ihrem Verhältnis zu mir eine geringere Rolle. Bei ihnen geht es vielmehr um die Frage, was sie für mich bekommen. Oder was sie dafür geben. Und das ist schon ein wesentlicher Unterschied. Sie werden wahrscheinlich überrascht sein, daß ich einfach so zu ihnen spreche. Aber heute spreche ich überhaupt zum ersten Mal. Abgesehen davon, daß ich durchschnittlich sowieso nicht länger als einen halben Tag bei ihnen bin. Es mag jetzt sicher auch daran liegen, daß sie mich so ausführlich betrachten. Wie finden sie mich? Sagen sie es ruhig! Ach ja, daß ich gerade heute zu ihnen spreche..., ich weiß es nicht, denn ich habe normalerweise keine Erinnerung. Ich bin oberflächlich betrachtet gesehen ein Gegenstand. Und Gegenstände sprechen bekanntlich nicht. Wozu auch? Sprache ist den Menschen vorbehalten. Doch stellen sie sich einmal vor, jedes gesprochene Wort würde als Gegenstand aus ihrem Mund herausfallen. Was hätten sie für ein Leben! Lauter vergegenständlichte Wörter um sie herum, eine Schatzkammer voller Wörter oder eine Müllhalde. Oder ein Wort-Antiquariat, ein Supermarkt voller Wortgegenstände. Ich bin sicher, viele von ihnen müßten umziehen, weil keine Wörter mehr in die Wohnung passen würden. Wir hätten einen völlig neuen Wirtschaftszweig, der mit dem Sortieren und Verwerten der Wortgegenstände boomen würde. Und einige von ihnen würden wohl sehr sparsam mit Ausdrücken und Wörtern umgehen. Denn es ist letztlich eine Frage des Raumes, den man noch um sich haben möchte. Ein wenig sollten sie sich ja noch bewegen können. Sagen sie mal „Haus“ ..., jetzt sagen sie mal „Stein“ Sehen sie, merken sie den Unterschied? Natürlich sind sie froh, daß es nicht so ist. Und ich bin es ehrlich gesagt auch. Sonst gäbe es mich nämlich gar nicht, oder zumindest nicht in dieser Form. Was meine Form anbelangt, da kann ich ihnen gerne etwas dazu sagen. Meine Maße sind 15,3 cm x 7,3 cm, also 111,69 cm im Quadrat. Und davon die Wurzel - na ja, so genau muß es doch nicht sein. Ich bin also ein Rechteck, dessen Länge etwas mehr als das Doppelte der Breite beträgt. Und ich bin aus Papier. Geboren bin ich am 02. Januar 1989 in Frankfurt am Main. Meine Nummer lautet AA 5582015 D7 und meine Farbe ist überwiegend blau. Aus dem Hintergrund tritt ein leichtes Gelb hervor, ein historisches Gelb. Doch dazu später. Daß ich mit ihnen sprechen kann, liegt vor allem auch an Clara, deren Bild ich trage. Clara und ich gehören zusammen, wir sind unzertrennlich. Sie kann so wenig von mir weg wie das ihre Seele von ihnen kann. Schauen sie sich Clara an, was denken sie von ihr? Was sehen sie?

Sie glauben gar nicht, wie gut es tut, einmal frei von der Seele reden zu können. Und da es, wie gesagt, nur heute möglich ist, möchte ich auch sehr offen sein. Die meiste Zeit leben wir - Clara und ich - in sehr beengten Verhältnissen. Plattgedrückt fristen wir unser Dasein in speckigen Geldbörsen, nichts für Papiersorten mit Klaustrophobien. Am schlimmsten ist es, wenn wir zwischen größeren Zeitgenossen eingeklemmt sind. Sie können sich nicht vorstellen, welche Schmach wir schon über uns ergehen lassen mußten. Dieses scheinheilige Getue eines Zweihundertlers über seine unfreiwillige Existenz und seine angebliche Fremdheit in der Hierarchie der Scheine ist unerträglich. Trägt er doch dazu bei, daß er viele von uns den Platz weggenommen hat. Die monetäre Hegemonie eines Fünfhundertlers oder die patriarchale Selbstherrlichkeit eines Tausenders in der Gestalt der Gebrüder Grimm sind wir gewohnt. Aber diese Ausstrahlung eines Zwanzigers im Portemonnaie der Gesäßtasche eines Kleinbürgers ist unerträglich. Noch gehören wir ja zum Mittelstand. Wenn ich an die Leiden der Droste-Hülshoffs denke, sind wir ja noch gut dran. Wobei die

Wahrscheinlichkeit, herausgefischt zu werden, bei Zwanzigern recht hoch ist. Haben sie noch etwas Zeit? Ich möchte ihnen gerne noch eine Geschichte von Clara und mir erzählen. Clara und ich haben, glaube ich, einiges mit ihnen gemeinsam. Wenn sie uns genauer ansehen, stellen sie fest, daß sich auf dem oberen Teil des Wasserzeichens bzw. unterhalb meiner Nummer ein heller bräunlicher Fleck befindet. Oder rechts von der Harfe sind zwei kleine stecknadelgroße Löcher zu sehen. Auf Claras Wange sind zwei Buchstaben eintätowiert, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Sie sehen, auch wir tragen Male und Spuren unserer Biographie mit uns herum. Aber für uns Geldscheine ist es am interessantesten, wenn wir in Bewegung sind. Nichts ist schlimmer als längere Zeit am selben Ort, in der selben Brieftasche oder Kasse zu sein. Immer dann, wenn wir den Besitzer oder die Besitzerin wechseln, atmen wir Wirklichkeit. Wir brauchen die Nomadenhaftigkeit wie sie ihren festen Wohnsitz brauchen. Die Intellektuellen unter uns behaupten sogar, daß ein Geldschein nur dann höchste Valuta erreicht, wenn er in möglichst vielen Städten herkommt und durch die Hände unterschiedlichster Leute reist. Und manchmal wird es auch höchste Zeit, daß wir die Stadt wechseln.

Ich kann mich noch gut erinnern, es war kurz vor meinem ersten Geburtstag, da war ich mehr unterwegs als mir lieb war. Ich hielt mich damals in Berlin auf und meine blauen Freunde rissen sich darum, wenigstens einmal in ihrer Wertelaufbahn in die Geschichte einzugehen. Und zwar als Begrüßungsgeld. Es gab Tage, da wechselte ich gut zwanzigmal den Besitzer. Aber dann- und auf das wollte ich eigentlich hinaus- saß ich plötzlich fest. Ich mußte tagelang im gleichen Stadtteil unterwegs gewesen sein, bevor ich in die Hand eines Mannes mit strohgelbem Zeige- und Mittelfinger geraten bin. Clara war in dieser Zeit völlig apathisch. Anfangs wußten wir überhaupt nicht, wo wir waren. Dann aber wurde uns klar, daß wir tagsüber im Schaft eines Stiefels steckten. Knapp oberhalb des Knöchels- und zwar briefmarkengroß zusammengefaltet. Bei jedem Schritt wurden wir leicht nach oben geschoben, um dann wieder um dieselbe Strecke nach unten zu fallen. Das Klima in diesem Lederschornstein war nicht auszuhalten. Wir konnten uns überhaupt nicht entfalten, stattdessen drangen Luftströme von unten her hoch, die nach schwefelhaltigen Substanzen eines Vulkans rochen.

Clara und ich waren Gefangene. Aber dies wäre gerade noch auszuhalten gewesen, hätten wir nicht die allabendliche Entfaltung über uns ergehen lassen müssen, die durchaus einer Folter gleichkam. Clara fühlte sich stark an die väterliche Enge und die damit verbundenen Strafen ihrer Kindheit erinnert; an die Folgen der sogenannten systematischen Ausbildung, mit der ihr Vater sie im Namen der Musik unterdrückte. Clara hatte im Verlauf ihres biologischen Daseins bereits ein paar Jahre in Berlin verbracht - und diese Jahre waren für sie, vor allem was die Sorgen um ihren jüngsten Sohn anbelangten, sicher nicht die glücklichsten. Aber im Vergleich zum Berlin der kollektiven Euphorie war es eine Erholung. Nun, dieser Herr mit den zwei strohgelben Fingern hatte die Angewohnheit, uns nach seinen Eskapaden durch die Stadt wieder aus dem Stiefel zu angeln. Dann wurden wir auseinandergefaltet, im Gegenlicht betrachtet - so konnte man das Wasserzeichen sehen - und anschließend auf ein Stück Stoff gelegt. Kurz darauf wurden wir regelrecht glattgebügelt, so daß die Falten aus dem sonst so strahlenden Gesicht Claras wieder verschwanden. Aber um welchen Preis! Den braunen Fleck, von dem ich vorhin sprach, haben wir dem unerwarteten Klingeln des Telefons zu verdanken. Dieselbe Hand, die sonst das Bügeleisen führte, griff zum Telefon und es hätte nicht lange gedauert, so wären wir unter dieser schweren Hitze verbrannt. Unser Besitzer hat aber seinen motorischen Fauxpas bemerkt

und uns gerettet. Aber ich bin so realistisch zu behaupten, daß dies in seinem eigenen Interesse geschah. Wo Gefahr ist, wächst bekanntlich das Rettende auch. Am nächsten Tag gab uns der Gelbfinger wieder frei. Morgens um acht ging er zur Bank und tauschte uns gegen einen druckfrischen Blauen ein. Clara und ich waren erleichtert, als wir in einer geräumigen Schublade verschwanden und wieder etwas mehr Platz um uns herum hatten.

Als Hundertmarkschein bin ich auf vieles eingestellt. Ich werde gefaltet, zerknittert, zerknüllt, mit Stecknadeln an die Wand gepinnt, zerrissen oder zu einem Röhrchen für den Kokaingebrauch zweckentfremdet. Ich werde geklebt, geklaut, verloren, beschriftet, gewechselt oder gar gefälscht. Ich werde geliebt und gehaßt. Dies alles gehört zu meiner Existenz dazu. Aber für Clara ist das alles unbegreiflich. Sie, die mitten in die Deutsche Romantik hineingeboren wurde und eine begnadete Pianistin war, die ihre eigene Musik und ihr eigenes Leben gegen die damaligen Umstände komponierte. Die, wie viele Künstlerinnen und Künstler, durch ihre Schaffenskraft das 20. Jahrhundert an den Horizont des Kommenden malte. Ihre Kinder, ein Oktett, das sie innerhalb von 13 Jahren mit ihrem Mann Robert, der ihnen sicher auch ein Begriff ist, hervorbrachte, sind ein weiterer Beweis dafür. Brahms, der Zeit seines Lebens für sie und ihre Musik schwärmte, beschrieb sie als F-Dur drei-viertel Satz im Finale von Beethovens Fidelio, in dem das Trompetensignal nicht nur die Ankunft des Ministers, sondern das Signal der Befreiung Florestans aus dem Kerker bedeutet. Je länger ich Clara kenne, desto mehr bewundere ich sie. Um so verständlicher, daß sich ihr Bildnis nun innerhalb dieser besagten 111 Quadratzentimeter zu recht finden muß. Und dazu noch die architektonische Geschichtstreppe im Hintergrund. Hätte man ihr gesagt, daß sie nach ihrem Tode als Note unter den Lebenden weilen würde, wäre sie sicher nicht abgeneigt gewesen. Aber als Banknote - undenkbar für sie. Das Tröstliche für sie ist vielleicht, daß wir leicht sind.

Aber diese Leichtigkeit kann schnell zum Verhängnis für uns werden. Deshalb bitte ich sie, halten sie uns gut fest und sich selbst übrigens auch. Es ist nämlich ziemlich zugig hier oben. Ja, was die Leichtigkeit anbelangt, wollte ich ihnen noch etwas erzählen. Einmal sind wir aus einer aufklappbaren, krokodilledernen Geldbörse (wissen sie, so einer mit zwei Nasen oben dran) einer älteren Dame in den Brustbeutel ihres Enkels gewandert. Das war ein fliegender Wechsel, wie wir in unserem Jargon zu sagen pflegen. Der Junge, es könnte ein Gymnasiast gewesen sein, hat sich diebisch gefreut und lief gleich ins nächste Straßencafé. Es war, wenn ich mich recht erinnere, in einem Münchner Stadtteil. Dort saßen viele andere in seinem Alter und schienen nur auf ihn zu warten. Sie hatten mehrere runde, metallfarbene Tische eines italienischen Eiscafés zusammengestellt und begrüßten ihn johlend. Im selben Augenblick zog er mich aus seinem Beutel und winkte mit mir. Das hob die Phonzahl der Schüler noch mehr. Demonstrativ platzierte er mich auf der von der Sonne heißgewordenen Tischplatte und schob den Sockel eines Eispokals über Claras Kopf. Dort lagen wir und wußten, daß wir in absehbarer Zeit in die breite schwarze Börse des Kellners umziehen würden. An diesem Hochsommernachmittag war Föhnwetter. Aus den höheren Etagen der Hochhäuser konnte man fast die Alpengipfel berühren. Da trat der Kellner in die Runde und fragte: „Tutto insieme?“ Alle Finger und Blicke deuteten auf unseren Jungen, auf dessen T-Shirt ein Mohikanerkopf abgebildet war. Ein zweiter Kellner begann unterdessen mit dem Abräumen und schnappte sich auch unseren Eisbecher. In diesem Moment trieb eine Windböe durch die Straße und ließ das Papier tanzen. Ich flog über die Köpfe der Gäste hinweg, wirbelte um einen Laternenmasten und behielt diese

Höhe zunächst bei, so daß ich einen flüchtigen Blick in die Wohnungen im 1. Stock werfen konnte. Dann wurde ich aber nach unten gedrückt und war im Schatten meines Verfolgers. Es quietschten Reifen, eine Hupe ertönte mehrmals und ich wedelte unter mehreren Autos hindurch, bis ich dann in einer Hecke verschwand.

Erst in der Nacht, als der Autoverkehr und andere Geräusche der Stadtzivilisation langsam nachließen, konnten wir hören, daß wir in der Nähe eines Brunnens waren. Wir befanden uns in der peripheren Bepflanzung eines Parks, niemand nahm Notiz von uns. Aus ihrer Sicht mag uns unsere Leichtigkeit zu einer gewissen Freiheit verholpen haben. Aber erstens waren wir ja Gefangene einer Hecke und zweitens bedeutet ihre Freiheit für uns ein Zustand absoluten Ausgeliefertseins gegenüber Wind und Wetter. Genauso gut hätten wir in die Isar flattern können, ohne es wirklich zu wollen. Freiheit im Sinne der Aufklärung, so unterrichtete mich Clara, kann es für Geldscheine nicht geben. So wie die Menschen vom Wert des Geldes profitieren und in gewisser Weise davon abhängig sind, sind wir Geldscheine von den Menschen abhängig. Ein gewisser Herr Marx, der ein Zeitgenosse von ihr war, hat daraus eine eigene Dialektik entwickelt. Das hört sich ziemlich kompliziert für mich an, weshalb ich zu dem Schluß komme, daß meine größte Freiheit darin besteht, daß ich mich in ständig wechselndem Besitz irgendwelcher Personen befinde, aber nicht in einer Großstadthecke zersetzt werden möchte. Bevor mich das Schicksal auf einen Komposthaufen des städtischen Bauhofes oder sonst wohin beförderte, geriet ich etwa zwei Tage später in die tapsige Hand eines Kindes und wurde kurz darauf von Erwachsenenhänden gestrafft und geglättet. Danach wurde ich unter einem Metallbügel mit ein paar Zehnern und Zwanzigern geklemmt und in einen Einkaufskorb gebettet. Hätten Clara und ich nicht das blaue Klavier in unserem Rücken, das ein Teil unserer Identität ist, wären wir womöglich leichter als eine Seele. Damit wird sogleich deutlich, daß auch Geldscheine zwei Seiten haben. Und um das herauszufinden, brauchen wir die Koexistenz der anderen Geldscheine, denn in eine Situation, in der wir uns zwischen zwei Spiegeln befinden, kommen die wenigsten von uns.

Was haben sie übrigens vorher gemeint, als sie vor sich hinhinmurmelten, wir werden sowieso alle als Chipkarte enden? Ich hoffe, das hat nichts damit zu tun, daß sie bereits die anderen fünf Blauen über das Brückengeländer fliegen ließen. Ich finde, wir sechs waren in ihrer Brieftasche gut aufgehoben. Es war eine nette Stimmung unter uns, eine richtig harmonische Notengemeinschaft. Das Leder roch angenehm, unsere Behausung war geräumig und sehr vorteilhaft geschnitten. Sicher, irgendwann wären wir sowieso voneinander getrennt worden. Aber diese Art finde ich, ehrlich gesagt, etwas prekär, zumal wir ganz regulär in ihren Besitz gelangt sind. Von einer Bank in die Brieftasche eines Kunden zu gelangen, ist eines der häufigsten Revirements. Dafür können sie uns doch nicht bestrafen. Gerade als Kaufmann müßten sie das wissen...; was soll das heißen, sie können sich jetzt nirgendwo mehr blicken lassen? Düsseldorf ist doch eine große Stadt, da brauchen sie sich doch nicht zu verstecken. Auch wenn sie die Hochzeitstagsreise nach Malaysia verschieben und aus dem Tennisclub austreten müssen, geht doch nicht gleich die Welt unter. Und ihre Firma verkauft die Musikartikel auch ohne sie. Nehmen sie es doch nicht so tragisch.

Das glaube ich ihnen wirklich nicht, daß ich alles bin, was sie noch haben. Ich meine, sie haben zumindest noch ihr Leben. Ist das etwa nichts? Denken sie an Clara. Denken sie an den 26. Februar 1856. An diesem Tag sprang Robert Schumann in den Rhein. Sie glauben ja gar nicht, was für ein Schock das für Clara war. Zumal sie erst viel später von Roberts

Sprung erfuhr. Das können sie ihr wirklich nicht antun. Es ist uns völlig egal, ob wir ehrlich oder unehrlich verdientes Geld sind. In einem kalten Fluß zu landen, kann weder für sie noch für uns eine Lösung sein. Das eisige Wasser, die gurgelnde Strömung, der Geschmack nach faulem Fisch. Irgendwo in den Gitterrosten eines Wehrs hängen zu bleiben und sich langsam in Nichts aufzulösen. Wollen sie das wirklich? Fangen sie ein neues Leben an und tragen sie die Konsequenzen für ihre Unpäßlichkeit. Gut, gut, Unterschlagung von Firmengeldern in sechsstelliger Höhe ist eine kriminelle Handlung. Wenn sie zu so etwas fähig sind, müßte ihnen jetzt aber auch etwas besseres einfallen. Und wenn es ihnen wie Robert ergeht, der von Schiffsleuten herausgezogen und in eine Heilanstalt gebracht wurde? Was haben sie dann davon? Natürlich sind sie nicht Schumann. Gerade deshalb sollten sie bleiben, wo sie sind. Sehen sie Clara an. Hat sie nicht etwas Heiliges, gleichzeitig Profanes? Ihr Diadem trägt sie wie eine Schönheit sanft über ihr Haupt gelegt. Sie hat einen klaren, aber auch tiefen Blick wie Helena auf der Fahrt nach Troja. Sie ist die Melancholie der Erfüllung, der Traum eines jeden Mannes. Wenn sie es nicht für sich tun, tun sie es Clara zuliebe. Bleiben sie oben, setzen sie sich in eine gemütliche Altstadtkneipe und essen sie etwas warmes. Dabei können sie alles nochmals in Ruhe überdenken. Nehmen sie es als Allegro non troppo... - wenn sie nur genau hinhören, wie es mit der Strömung heraufgetragen wird, dann verstehen sie, was ich meine. Wie leicht sie daher kommen, inmitten dieses schweren Stromes, Wellentöne, in denen sich das Leben spiegelt. Spüren sie den sanften Wind, wie er in ihrem Haar und ihren Ohren spielt? Der Wind ist ein Orchester, das sich im Hintergrund hält, im Hintergrund halten muß. Genießen sie es, daß sie gerade heute auf dieser Brücke der Musik stehen. Es ist eine fahrende Brücke, schauen sie nur hinab und hören sie auf das Wasser. Denken sie daran, wohin es fließen wird und wie lange. Es ist ein Ereignis. Gratuliere, sie haben sich den richtigen Abend ausgesucht für Clara. So wird sie nie mehr spielen, so gelöst und erhaben werden sie sie nie wieder hören - nein, das war noch nicht der Schluß, die Geigen setzen noch einmal ein! Nicht so ungeduldig! Das Hornsignal kommt erst noch. Sie haben uns zu früh losgelassen! Hören sie?

März 1997